



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Interessantes aus der afrikanischen Tierwelt

---

fahren. Je mehr die Erziehung der Eingeborenen voranschreitet, um so mehr treten Gebräuche und Aberglauben in den Hintergrund. Doch wird es noch Jahrzehnte dauern, bis letzterer ganz ausgerottet ist. Die scheinbare Hilfe, die der Aberglaube ihnen bringt, verhindert sie, ihn aufzugeben. Alle Eingeborenen sollten in jungen Jahren mit dem Aberglauben Enttäuschungen erleben, wie ein Junge:

Er hatte einen weiten Schulweg. Im Winter gibt es auch hierzulande in einigen Gegenden Eis und Schnee. Dadurch kam er mehrere Male zu spät zur Schule und bekam Schläge. Er erzählte es zu Hause seinem Großvater, der ihm anriet, Streichhölzer in die Kraushaare zu stecken, so daß er keine Schläge bekommen sollte. Am nächsten Tag wurde der Rat getreulich befolgt; doch es half nichts, es gab wieder Schläge. Nun sagte der Großvater zum Buben, er solle kleine Steinchen in den Mund nehmen; der Lehrer würde ihn gewiß nicht fragen, warum er zu spät komme und würde ihn auch nicht schlagen. Wie geraten, so getan. Doch wieder half es nichts. Nun war dem Buben aller Glaube am Aberglauben genommen. Er kam zu der Einsicht, daß nichts Wahres daran sei und keine Hilfe vom Aberglauben zu erwarten sei, sondern daß er nur dazu diene, den Menschen in seinem bösen Tun zu unterstützen. Auf diese Weise könnten sicher auch andere geheilt werden.

3

## Interessantes aus der afrikanischen Tierwelt

Von Schw. Ubalda, Kilimandsjaro

**D**as Afrika ist die Heimat der wilden Tiere; nicht alle sind bössartig, man nennt sie eben wild, weil sie frei und unbezwungen in der weiten Steppe wohnen. — Fährt man mit der Eisenbahn von Mombassa nach Nairobi, so staunt man über die Menge und Mannigfaltigkeit der verschiedenen Tierarten. Man fährt durch das Schutzgebiet, d. h. kein Wild darf hier geschossen werden. An das Eisenbahnzüglein sind die Tiere längst gewöhnt und scheinen zu wissen, daß es ihnen keine Gefahr bringt, ruhig äßen sie dem Geleise entlang weiter, besonders in den ersten Morgenstunden. Hie und da springt so ein Gnu-Bulle entsetzt davon und bietet einen schönen Anblick, wenn er mit gesträubter Mähne und gehobenem Schweife ins Weite flüchtet.

Man sieht die Tiere fast immer in Gruppen zusammen, nach ihrer Familie: Strauße, Giraffen mit Zebra, Gnus, Wasserböcke, herrliche Antilopen in verschiedenen Farben, von der kleinen Zwerg-Antilope an bis zum größten Hirschbock mit Rie-

jengeweihen. Manchmal sieht man unter einem dünnen Baume ein Nashornpaar ausruhen, von der Ferne täuschend einem Termitenhügel oder dünnen Baumstamm ähnlich. —

Bekanntlich gehen die bössartigen Raubtiere nachts auf Raub aus und verstecken sich bei Tage an kühlen, schattigen Plätzen. Nur selten sieht man daher Herrn Löwe oder Frau Löwin am Bahngeleise sitzen; sie scheuen das helle Tageslicht. Auf einem Baume sah ich einen mächtigen Affen; ganz nahe ließ er das Züglein vorbeipassieren und schaute sich mit Kennermiene wie ein Philosoph die Reisenden an. Die Bahn fährt in diesem Gebiete ziemlich langsam, sei es, daß das Gelände steigt, oder um den Reisenden diesen Genuß zu erlauben.

Der Wildreichtum ist unglaublich; man kann sich keinen rechten Begriff davon machen, denn die weite Steppe ist unendlich groß, ja so groß und weit, daß alles Wild darin verschwindet wie Käferlein im Garten. So wie die Fische im Meere verschwinden, so alle Tiere im Steppenmeere.

Ist die Steppe schön? Das gerade nicht, da außer der Regenzeit meist dürres Gras und trockene Bäume sind. Und doch bannt sie das Gemüt durch ihre Weite und Ruhe. Es ist so ähnlich, wie wenn man zum ersten Male das Meer sieht; die Seele verstummt vor dieser Gewalt und Größe. So ist auch das Gefühl, wenn man Stunde um Stunde, Tag um Tag durch die Steppe reist; sie weckt Gefühle, die sich nicht gut in Worte kleiden lassen.

Sieht man dann noch die schönen und schlanken Gestalten des Massai-Stammes, ihre großen Viehherden dort weiden, dann fühlt man sich zurückversetzt in Abrahams Zeiten. Doch nicht allzulange kann man diesem Traume nachhängen. Soeben schaute man noch einer Herde von Straußen nach, da läuft mit einem Male in der Steppenwüste der Zug in einen großen Bahnhof ein; „Nairobi“, das an Größe einer mittleren Stadt in Europa gleichkommt. Geschäft an Geschäft, Auto über Auto. Vorbei sind alle Grübeleien und Eindrücke der Steppe, der Alltag flutet herein, mitten in die paradiesische Einsamkeit.

Nun hat das Stadtleben meine Gedanken abgelenkt von den wilden Tieren. Darum wieder zurück zu ihnen. Unsere kleinen Freunde haben gewiß schon alle in den zoologischen Gärten die Löwen, Elefanten, Tiger u. dergl. gesehen, und können sich sicher nicht denken, wie denn da Menschen wohnen können, wo diese Tiere frei umherlaufen. Erstens sind alle diese Tiere in ihrer Freiheit viel schöner und besser gelaunt als hinter Kiesel und Gitter. Denkt nur an den Tausch: die schöne, weite Gotteswelt mit dem engen, kleinen Käfig. Die durften sie durchstreifen und jagen nach Herzenslust und wurden dem Menschen nur gefährlich, wenn er sie angriff. Die meisten fliehen eiligst, sobald sie einem Menschen begegnen. Nur ein

alter Löwe, der nicht mehr jagen kann, wird zum Wegelagerer, und überfällt, was ihm begegnet. Das sind aber nur Ausnahmen.

In den letzten Jahren lebt das Wild der Steppe in sicherem Schutze, denn die Regierung überwacht das Jagen darnach sehr streng. Früher war es nicht so. Da brachten manchmal die „Massai“, die mit ihren Viehherden die Steppe durchzogen, junge Tiere gegen eine Belohnung zur Mission und zu den Weißen. Dort wurden sie gepflegt und dann übers Meer nach Europa geschickt.

Kleine, zierliche Strauße, gerade aus dem Ei geschlüpft, sahen gar possierlich aus; mit ihren rosa Füßchen trippelten sie umher wie eitle Dämchen. Aus dem Ei gefallen, waren sie schon so groß wie eine erwachsene Henne und fühlten sich im Geflügelhof so heimisch wie das andere Kleinvieh. Aber aus den zierlichen Sträußlein wurden bald große, langhalsige Strauße, die kaum noch zur Stalltüre hineingingen. Sie liefen nicht davon, sondern ließen sich vom kleinen Hirtenjungen hüten und führen, wie er wollte; sie kannten seinen Pfiff ganz genau. Ja, hüten mußte er sie, denn wehe, wenn sie in ein Bohnen- oder Kartoffelfeld gerieten! Da waren sie nicht mit Blättern zufrieden, nein, da wurde die ganze Stauden beim Schopf genommen und vertilgt. Und so ein Straußenmagen kann Unglaubliches vertragen, selbst Steinchen und Scherben. Besondere Lust haben sie zu glänzenden Sachen; konnten sie in der Küche ein Löffelchen erwischen, so wurde es sicher verschluckt. Verdaut haben es die Schelme nicht: es passierte, ohne Schaden anzurichten, die Verdauungs-Organen. Eines Tages war bei einem Magazin der Türschlüssel zu Boden gefallen. Leider hatte es der Strauß schneller gesehen, als sein Wächter; der konnte nur noch nachschauen, wie der Schlüssel durch den langen Hals seinen Weg nahm. Da konnte nun niemand ohne Gewalt die Türe öffnen und man wartete lieber, bis der kluge Hirte ihn freudestrahlend zurückbrachte; denn als unbrauchbar hatte ihn der Straußenmagen befördert.

Ein anderes Mal brachte man uns zur Mission ein junges Nashorn, auch unter dem schönen Namen Rhinoceros bekannt. Ja, denkt euch nur, solch ein „Rhinoceros-Baby“, das fast ein Jahr lang die Flasche bekam, mit süßem Reissüppchen darin. Könnt ihr euch vorstellen, wie solch eine Saugflasche aussah, an Größe und Umfang, wenn das neugeborene Nashörnchen schon so groß ist, wie ein ausgewachsenes Schwein. Es hat auch dessen Gestalt und Kopfform, nur seine Haut und die klobigen Füße hat es vom Elefanten. Im Kopfe hat es winzig kleine Auglein und auf der Nase ein kräftiges Horn, wie ein gerades Horn; daher sein Name. Die Eingeborenen nennen es „Kifarn“.

Obengenanntes „Kifarn“ war bald die Freude aller Kinder. Die Flasche war ihm alles. Sein kleiner Wächter brauchte nur mit der Flasche voranzugehen, dann lief es ihm nach, wohin er wollte. —

Als „Kifarn“ groß und stark genug war, um nach Europa zu reisen, machte es eine große, weite Fußreise bis zur Eisenbahnstation. Es trottelte immer wie ein Hündlein hinter seinem Herrn mit der lieben, süßen Flasche; so kam es in die Eisenbahn und auf das große deutsche Dampfschiff, das es an die Firma „Hagenbeck“ in Hamburg ablieferte. Dort soll es gesund und wohlbehalten angekommen und groß und stark geworden sein.

In Zanzibar sah ich vor einiger Zeit einen Herrn auf der Straße, dem ein allerliebster kleiner Löwe ohne Strick und Maulkorb auf den Fersen nachlief. Die Neger wichen respektvoll aus; doch der Herr wußte, daß sein Schützling ganz zahm und harmlos war und sich selber mehr vor den Menschen fürchtete als diese vor ihm.

Am Kilimandscharo erzog ein Herr zwei Leoparden. Ganz klein hatte man sie ihm gebracht. Er hegte und pflegte sie wie zwei Hauskazen. Nun sind sie groß und prächtig, und, um andere nicht zu beunruhigen, in sicherem Verwahr. Ihr Herr geht ruhig zu ihnen hinein; dann kommen beide und streicheln und liebkosen ihn, wie zwei echte Schmeichelkazen. Aber ich glaube, es gehört ein kräftiger Mann dazu, um diese Liebesbeweise aushalten zu können. Sie legen ihm beide Tazen auf die Schultern oder reiben sich an seinen Beinen, genau wie es ein Hauskätzchen macht.

Diese gezähmten Raubtiere bekommen niemals Fleisch in rohem Zustande, sondern nur gekocht, damit sie den Blutgeschmack nicht kennenlernen, und in ihnen kein Verlangen darnach wach wird. Denn so eine Raubtiernatur läßt sich wohl bezähmen, aber doch nicht ganz ausrotten.

Lieblicher als diese gefürchteten Gesellen sind die kleinen Zwerg-Antilopen. Ausgewachsen sind sie wie echte kleine Rehlein, viel kleiner als eine gewöhnliche Ziege. Sie werden ganz zahm und laufen zutraulich der Pflegerin nach, wohin sie geht. Sie fressen alles Mögliche aus der Hand, selbst Brot und Obst; und doch kann man sie nicht für immer ans Haus bannen. So anhänglich und zutraulich sie sind, es kommt doch die Zeit, wenn die Hörnchen gewachsen sind, daß sie mit ihren schönen, klaren Augen sehnsüchtig ins Weite schauen, dort, wo der dunkle Wald lockt. Diesem Freiheitsdrange widerstehen sie nicht und eines Abends ist Rehlein verschwunden auf Nimmerwiedersehen. Wird es aber von den Menschen gar nicht verstanden und streng eingesperrt, dann geht es zugrunde.

Doch nun noch etwas vom König der Wüste. Einer unserer

Hochw. Väter vom Hl. Geiste, ein sehr seeleneifriger Missionar, erzählte uns folgendes über eine schreckliche Nacht:

„In Ufiomi (Ost-Afrika) war's. Eines Morgens, als ich auf meinem Fahrrad die Steppe durchquerte, traf ich Bakari, den Hüter einer während des Krieges zerstörten Missionsstation, an. Von weitem schon gab er mir durch Zeichen und Rufen zu verstehen, daß ich absteigen sollte. „Padri“, sagte er, „Leute, die von der Kilimandjaro-Gegend herkamen, haben uns mitgeteilt, daß sich zwei Weiße auf dem Weg in unser Land befinden; heute werden dieselben noch hier eintreffen, denn sie waren gestern Nacht nur eine Tagereise von hier.“ Man kann sich vorstellen, welche Freude diese Nachricht mir verursachte, der ich seit Jahren als Missionar allein diese Gegend versah, welche sieben Tagereisen vom Kilimandjaro entfernt lag. Trotz meiner Müdigkeit bestieg ich mein Stahlroß, denn ich wußte, daß der Missionsobere mir Verstärkung bringen sollte.

Zwei lange Stunden fuhr ich unter einer stechenden Sonne dahin, bis ich den Lagerort erreichte, wo die Karawanen die Nacht zu verbringen pflegten. Überall Stille, keine Menschenseele, keine Spur von einem Europäer. Sollte ich warten? — Ich setzte mich in den Schatten eines riesigen Baobab, 10 Uhr vormittags. Aber die Steppe zitterte die heiße Luft und es zeigte sich nichts am Horizont. Ohne Zelt, ohne einen Tropfen Wasser konnte ich nicht den ganzen Tag hier bleiben. Zudem war gerade dieser Landstrich als Aufenthaltsort zahlreicher Löwen berüchtigt. Um eine Enttäuschung reicher kehrte ich auf meine Mission zurück. Die Schwarzen hatten wieder einmal übertrieben.

Nach dem Mittagessen saß ich auf der Veranda, um meine müden Glieder etwas auszuruhen, als einige Leute vorübergingen. Sie kamen von Aruscha und meldeten, wie gestern Bakari, daß sich zwei Europäer auf dem Wege zu uns befänden, welche jeden Augenblick hier eintreffen müßten. „Kweli?“ — „Ist's wahr?“ — „Kweli, kweli, Padri.“ — „So ist's, Vater, es ist die reinsten Wahrheit!“ — Und um ihre Aussage zu erhärten, schlugen sie sich klatschend auf die Schenkel.

Diesmal, dachte ich mir, wird's wohl stimmen. Was tun? Ich tat wie gestern, und ich entschloß mich, den Kommenden ein zweites Mal entgegenzugehen. Ich war noch jung. Mein Fahrrad bekam jedoch bald „Plattfüße“, und ich ging zu Fuß. „Bakari,“ sprach ich zu meinem ergebenen Begleiter, „wir wollen für die Patres einen Korb voll Orangen mitnehmen.“ Gesagt, getan. Es war etwa 4 Uhr abends, als wir uns mit unserer süßen Last auf den Weg machten. Vor 8 Uhr würden wir im Lager anlangen, wenn wir die Patres nicht vorher antreffen würden.

Wir schritten rüstig fürbaß in der Hoffnung, den Ankömm-

lingen eine angenehme Überraschung zu bereiten. Die Sonne senkte sich dem westlichen Horizont zu und die Schatten wurden länger und länger und gegen  $\frac{1}{2}$  7 Uhr herrschte finstere Nacht. Denn am Äquator kennt man keine Abenddämmerung.

Als alte Afrikaner brauchten wir keine Sonne, wir kannten unsern Weg auswendig.

Wir hatten den letzten Hügel überschritten und suchten mit den Augen die Finsternis ab, ob wir in der Niederung, wo der Lagerplatz lag, keinen Feuerschein entdeckten. Ohne Erfolg. Kein Mensch, auch diesmal nicht. Bakari sagte kurz: „Bado, bwana; niemand!“ — Er setzte sich nieder und stierte in die Richtung von Aruscha.

Einige Augenblicke später erhob er sich und flüsterte: „Pater, der Löwe ist nicht weit. Wir müssen ein Feuer anzünden und uns mit einer Dornenhecke umgeben...“ und ohne weiter zu reden, ging er an die Arbeit. Nachdem ein Schutzwall aus dornigen Hecken errichtet und genügend Brennholz gesammelt, das zum Unterhalt des Feuers notwendig war, mußten wir feststellen, daß wir die Streichhölzer vergessen. Mit Hilfe einer Rute aus sehr hartem Holz, die er zwischen beiden Händen hielt und auf einer alten Rinde rasch drehte, lockte er nach etwa zehn Minuten einen Funken hervor, mit dem er nach vieler Mühe und unter größter Vorsicht Feuer ansachte.

Die Flamme, die bald hochschlug, sollte die Löwen von uns fernhalten und die Reisenden auf unsere Gegenwart aufmerksam machen, wenn dieselben auf dem nahen Pfad vorübergehen sollten. Im Gefühle der Sicherheit aßen wir einige Orangen; dann empfahl ich uns dem Schutze Gottes und ließ den Rosenkranz durch meine Finger gleiten. Bald setzte ich mich auf einen Baumstamm und begann gegen den Schlaf zu kämpfen. Bakari wachte.

Kaum waren einige Minuten vergangen, als mein Begleiter mir flüsternd zurief: „Pater, sieh dort; er ist's!“ „Pater,“ rief ich aus, „da bist du endlich! . . .“ und ich wollte in die ange-deutete Richtung eilen, denn Feuer und Schlaf hinderten mich, irrend etwas genau zu unterscheiden. Bakari hatte jedoch sofort meine Bewegung verstanden, hielt mich zurück und schrie ganz laut: „Simba“ — „Ein Löwe.“

In der Tat, ein Löwe war ganz nahe bei uns; sein gewaltiger Körper hob sich, vom Feuer erleuchtet, von dem dunklen Hintergrund ab und schien noch größer als er in Wirklichkeit war. Mit dem Schweif schlug er begierlich die Flanken. In seinen Augen leuchtete unser Feuer unheimlich wider. Er schritt langsam unsere Heckenfriedigung ab und machte Miene, sie zu überspringen. . . . Plötzlich zeigte sich eine zweite Bestie; es war die Löwin. Sie kam erregt, ungeduldig, ein wenig wie ge-ängstigt herbei, denn die brennende, knisternde Flamme, die uns

beschützte, verblendete beide und schien ihnen Furcht und Angst einzujagen. . . .

Unsere Augen mußten wahrscheinlich wie glühende Kohlen auf die Raubtiere sprühen; unsere Bewegungen schienen ihnen verdächtig. Darum konnten sie sich nicht entschließen, die Hecke mit einem Sprung zu übersezen. Da auf einmal öffnete der Löwe seinen Rachen ganz weit, der gewaltige Leib erzitterte, die Mähne sträubte sich und zum ersten Male in meinem Leben vernahm ich — nur wenige Schritte von mir — das erschütternde Gebrüll des Wüstenkönigs. Selbst Bakari fuhr bei diesem Schrei zusammen und stieß hervor: „Jetzt fressen sie uns!“ Warum das Brüllen? War es Wut oder Verachtung? Wollte der Löwe uns einschüchtern oder uns bewegen, den feurigen Schutzwall zu verlassen? Wir blieben, ohne uns zu rühren, wo wir waren. Bakari, der als ergrauter Massai und erprobter Jäger an solche Zusammentreffen gewohnt war, wurde wieder ganz ruhig und schien aufs äußerste gefaßt. Ich suchte ihn so gut als möglich nachzuahmen. Aber ich kann versichern, daß man solche Stunden in seinem Leben nicht mehr vergißt.

Ich nahm meinen Rosenkranz in die Hand und bestürmte den Himmel. Der Schlaf war mir vergangen. Mein Gebet bestand nicht in vielen Worten — es war ein vertrauensvoller heißer Ruf zu Gott und zur Gottesmutter.

Dann fiel mein Blick wieder auf die Bestien, die schnell und schneller um die Dornenhecke liefen, zuweilen sich wütend um sich selber drehten und mit ihren fürchterlichen Pranken die Erde peitschten, so daß die Rasensezen flogen; ihre Augen leuchteten wie vier blendende Scheinwerfer. Es war unheimlich und nervenerschütternd. Das dauerte eine, zwei, drei Stunden . . . eine Ewigkeit.

Endlich, gegen 5 Uhr morgens, begann der östliche Horizont sich aufzuhellen, und die beiden Tiere zogen sich enttäuscht zurück. Sie waren des Wartens müde und wir nicht weniger. Vorsichtshalber blieben wir jedoch neben unserm erlöschenden Feuer, bis die Sonne sich über den Bergen erhob. Wir vernahmen übrigens um diese Zeit ganz deutlich den verzweifeltsten Todesschrei eines Zebras, das den beiden Raubtieren in nicht allzu großer Entfernung in die Quere gelaufen und an unserer Stelle den Tod gefunden. Gegen 7 Uhr verließen wir unsern Zufluchtsort.

Unser Korb mit Orangen stand immer noch da. Bakari nahm einige davon heraus und aß. Ich für meinen Teil wollte nach dieser schrecklichen Nacht eine Danksagungsmesse lesen und verzichtete vorläufig darauf. Den Korb mit den übrigen Orangen verbarg ich hinter einem Strauch und an den Stamm des Baobab, der sich in der Mitte des Lagers erhob, heftete ich ein



Blatt Papier, auf das ich auf französisch die Worte schrieb: „Hinter dem Strauch steht ein Korb mit Orangen. Seid herzlich willkommen.“ Dann machten wir uns auf den Weg zur Mission. Ich las meine heilige Messe und sagte Gott und Maria innigen Dank für den Schutz, den sie uns in der vergangenen Nacht angedeihen ließen. Am selben Tag noch trafen die langersehnten Mitbrüder: Br. Victorien (Schleithal) und Br. Sebastian, wohlbehalten ein. Die Orangen hatten ihnen wohl geschmeckt und die Geschichte von unserm Löwenabenteuer gefiel ihnen noch mehr.



## Glockenklang und Weihrauchdust

Von Schw. M. Bonifacis, Ost-Afrika

**S**och oben am Berge, am Fuße des Urwaldes, drang heller Glockenklang und Weihrauchdust; das alte, baufällige Missionskirchlein in Uru war mit andächtigen Christen und eifrigen Katechumenen gefüllt. Vor der weit geöffneten Türe standen viele Heiden, welche ernst und still das Gebaren der Christen beobachteten. Allen voran bemerkte ich ein junges, heidnisch geschmücktes Mädchen, schön von Gestalt; Kilababio war sein Name. Tief ergriffen verfolgte diese junge Heidin mit ihren klaren, rehbraunen Augen die heilige Handlung am Altare; eine heilige Sehnsucht ergriff sie, dieser frommen Christenherde anzugehören. Das Geläute der Glocken, der Wohlgeruch des Weihrauchs fesselten sie, und wie sie später gestand, war es ihr, als könne sie nicht mehr nach Hause in ihren heidnischen Kraal gehen; sie fühlte sich vollständig umgewandelt.

So oft das Glockengeläute an ihr Ohr drang, sprang sie wie ein junges Reh den Berg hinan, um im hintersten Winkel der Kirche sich einen Platz zu erobern. Bald wurde sie Katechumene, lernte fleißig den Katechismus und hielt sich von allen heidnischen Festen zurück, obwohl sie ein echtes, munteres, lebenslustiges Mädchen war. Ihre Eltern und Verwandten waren alle noch Heiden; sie waren nicht böswillig, aber mit der neuen Lebensrichtung von Kilababio waren sie nicht einverstanden. Sie drangen darauf, daß das Mädchen einen Heiden heiraten sollte ganz gegen seinen Willen. — Es ist hier Sitte, daß die heidnischen Bräute vor ihrer Hochzeit einige Monate eingesperrt werden; in dieser Zeit werden sie sehr gut mit Speise versorgt und dürfen nicht arbeiten, damit sie bis zur Hochzeit recht kräftig sind. Auch Kilababio steckte man in die Einsamkeit. Weil sie aber Christin werden wollte, suchte sie durch List zu entfliehen und eilte zur Mission. Die Mutter war so ungehalten darüber, daß sie ihr Kind verfluchte. Inzwischen aber war unser

280